

**Claudia Schmidtpeter**

## **Vom Hören, Singen und Musizieren**

### **Jetzt bin ich ganz bei dir**

„*Checkst du's?!*“ kann man von jungen Menschen oft hören und damit ist gemeint:

„*Verstehst du mich? Hast du mitbekommen, was ich dir gesagt habe? Hörst du überhaupt zu?*“ In der Tat ist das Zuhören, Hinhören und Verstehen nicht so leicht in unserer Welt, die von einer oftmals ohrenbetäubenden Ablenkung geprägt ist.

Ständig müssen wir entscheiden, ob etwas wichtig ist, ob wir hinhören sollen oder lieber weghören wollen, ob wir auf etwas reagieren müssen, das an unser Ohr dringt oder es getrost vernachlässigen können. Wie das Sehen ist das Hören ein Fernsinn, es bedarf also keines direkten Kontakts wie bei der taktilen Wahrnehmung.

Weghören ist allerdings viel schwieriger als Wegsehen, da wir unsere Ohren nicht so einfach verschließen können. Die Flut von Geräuschen und Tönen, mit der wir nahezu immer konfrontiert werden, führt bisweilen sogar dazu, dass wir einerseits Stille nicht mehr genießen können, andererseits erzeugt diese Dauerstimulans bei immer mehr Menschen den Wunsch, sich kopfhörertragend von störenden, akustischen Umwelteinflüssen zu distanzieren.

Es stellt sich allerdings die Frage, wie Kommunikation gelingen soll, ohne die Bereitschaft, sich ganz auf das Gegenüber einzulassen, und ohne kommunikative Verantwortung, die Zuhören und Antworten (verbal oder non-verbal) gleichermaßen wichtig nimmt? Einander zu verstehen ist abhängig von der Fähigkeit, sich zuzuwenden, sich mit vielen Sinnen wahrzunehmen und Nuancen zu unterscheiden. Wenn jemand etwas zu uns sagt, verstehen wir die Worte insbesondere durch die Art und Weise *wie* diese gesprochen werden. Beschreiben wir dieses Wie, verwenden

wir dafür Begriffe wie Tonhöhe, Tempo, oder Lautstärke, also musikalische Parameter. Gemeinsames Musizieren mit anderen folgt ähnlichen Gesetzmäßigkeiten wie gelingende Kommunikation. Es beruht ebenfalls auf der Bereitschaft, sich auf das Gegenüber einzulassen und Aktion und Reaktion gleichermaßen wichtig zu nehmen. Einander musikalisch zu verstehen, im Gleichklang und im Takt zu sein, ist abhängig von der Fähigkeit, genau hinzuhören, sich anzupassen, aber auch Führung zu übernehmen, Pausen auszuhalten, Dissonanzen zu ertragen und sie wieder auflösen zu können. Während die Fähigkeit, Geräusche wahrzunehmen, angeboren ist, stellt die Verarbeitung des Gehörten und in der Folge auch das aktive Musizieren einen enorm komplexen Vorgang mit ganz individueller Ausprägung dar. Will man Kinder auf dem Weg zu musikalisch aktiven Menschen begleiten, bedarf es einer umfassenden Kenntnis dieser komplexen Prozesse: Welche Entwicklungszusammenhänge und Wechselwirkungen steuern und beeinflussen uns bei der Aneignung musikalischer Welt?

### **Gemeinsames Tönen macht Spaß**

Bereits vom ersten Lebenstag an reagiert der Säugling auf die vertraute Stimme der Mutter, die er schon vor der Geburt kennen gelernt hat und lauscht den Laut- und Tonfolgen. Interessanterweise sprechen wir dabei kulturunabhängig mit Babys meist viel höher als mit Erwachsenen: Wir stellen uns somit intuitiv auf jene Tonlage ein, die für Säuglinge am leichtesten nachzuahmen ist. Schon bald ist jedes neue, fremde Geräusch spannend, Bekanntes wird wiedererkannt und mit Neuem kombiniert. Das Benutzen und Erproben der eigenen Stimme wird vom Säugling besonders lustvoll erlebt. Die Töne sprudeln in allen Lagen, geräuschhafte Laute werden immer mehr zu zusammenhängenden Silben. Es existiert noch keine klare Grenze zwischen Sprechen und Singen und deshalb entwickeln sich manche Geräusche zu kleinen

Tonfolgen, die ganz selbstverständlich in einen improvisierten Singsang und schließlich in kleine Lieder münden. Möglicherweise werden hier bereits die ersten Grundlagen für die spätere Präferenz bestimmter Skalen und Tonfolgen gelegt. Aufgrund der Zuwendung, die Kinder in diesen, von der Zweierbeziehung geprägten stimmlichen Ritualen erfahren, ist Singen grundsätzlich positiv besetzt.

Stimmliche Äußerungen werden von Kleinkindern nahezu immer mit Bewegungen verbunden. Sind diese zunächst noch unkontrolliert, so wird bereits im Alter von wenigen Monaten metrisch zu Musik gewippt, später geklatscht und getanzt. Dabei treffen die musikalischen Rhythmen auf körpereigene Rhythmen wie das Schwingen der Arme beim Gehen, die Atembewegung oder unseren Herzschlag. Wenn das Tempo oder der Rhythmus von außen zu unserer emotionalen und motorischen Befindlichkeit passen, dann verstärken sie unsere inneren Bewegungen: Wir beginnen zu schunkeln, den Fuß metrisch zu bewegen oder zu tanzen. Generationen von Eltern und Großeltern wissen intuitiv um diese stimulierende Wechselwirkung von Musik und Bewegung, und bringen sie in zahlreichen, meist mündlich tradierten Kniereitern und Bewegungsliedern, die sie gemeinsam mit den Kindern singen, zum Ausdruck.

### **Die Musik nimmt Platz im Kopf**

Die bisher beschriebenen musikalischen Beschäftigungen geschehen in einem Lebensabschnitt, der aus sozialer Sicht von extrem hoher Anpassungsfähigkeit gekennzeichnet ist. Kinder nehmen dabei jede Anregung auf, die ihnen in passender Form präsentiert wird, bisweilen übernehmen sie jedoch auch die Vorlieben und Abneigungen der Erwachsenen. Eine Vielzahl neurologischer Studien aus dem letzten Vierteljahrhundert belegt die hohe Plastizität des menschlichen Gehirns, das

imstande ist, sich zeitlebens den jeweiligen Umweltbedingungen anzupassen. Man nimmt an, dass auch die Wirkung von Musik Spuren im Aufbau unseres Gehirns hinterlässt. Je nach Art der eingehenden Impulse entstehen neuronale Verknüpfungen, die - ähnlich wie beim frühen Erlernen einer Fremdsprache - in einem späteren Lebensabschnitt wieder aktiviert werden können. Zudem wird Musik, wie bildgebende Verfahren zeigen, nicht nur in einer bestimmten Region des Gehirns repräsentiert, sondern an ganz unterschiedlichen Stellen. Möglicherweise sind dafür die sehr individuellen musikalischen Lerngeschichten und Prägungen verantwortlich, je nachdem, ob im frühen familiären Umfeld etwa viel gesungen, ein Instrument gespielt oder (nur) Radio gehört wird. Die Wahrnehmung von Musik beruht zu einem wesentlichen Teil auf bereits vorhandenen Erfahrungen, mit denen Neues verknüpft werden kann. Somit ist leicht zu verstehen, dass diejenigen Kinder, die bereits viele Lieder gehört haben oder selbst oft singen, neue Melodien schneller aufnehmen und nachsingen können. Da Musizieren zum einen auf sehr unterschiedliche Art und Weise praktiziert und rezipiert wird und wir zum anderen meist auch emotional in das musikalische Geschehen involviert sind, liegt die Vermutung nahe, dass Musik in beinahe allen Arealen des Gehirns verarbeitet und gespeichert werden kann. Es spricht also vieles dafür, das Musizieren mit Kindern nicht nur auf die stimmliche Betätigung zu beschränken, sondern auch auf andere Bereiche auszuweiten.

### **Musik mit allem, was klingt**

Die Lust an der Produktion von Klängen lässt für Kinder in den ersten Lebensjahren alles zum Instrument werden, was greifbar ist. Je vielfältiger die Angebote sind, die vorhandenen Klangmöglichkeiten in seiner ganzen Bandbreite zu erforschen, umso mehr sind Kinder in der Lage, eigene (musikalische) Ideen zu entwickeln und

umzusetzen. Instrumente bieten mit ihrer riesigen Klangfülle und Klangbreite eine perfekte Voraussetzung für die notwendige Kategorisierung von Tönen: Wir müssen etwas zunächst einordnen, um es später wiederzuerkennen. Unser Ohr schätzt komplexe Klänge, wie sie vor allem Schlaginstrumente in besonderem Maße liefern. Wer Kinder einmal beim Spiel von Trommeln beobachtet, kann sich von der enormen Energie überzeugen, die sie bereit sind, an das Fell abzugeben, die als Klang wieder zu ihrem Ohr zurückkehrt. Ein weiterer Grund für die Faszination dieser Instrumente liegt darin, dass ganz unmittelbar und ohne große Vorkenntnis unterschiedlichste Klänge erzeugt werden können, je nach Beschaffenheit der Klang- und Resonanzkörper. Für das zielgenaue Treffen eines Klangstabes auf dem Xylophon bedarf es einiger koordinatorischer Fähigkeiten, lautes Trommeln erfordert eine gewisse Kraftanstrengung, einen Triangelton mit seiner langen Klangdauer hören zu können, braucht die absolute Bereitschaft zur Stille. Diese körperlich-sinnlichen Erfahrungen kann kein Lautstärkeregler ersetzen.

Das Ausprobieren der verschiedensten Instrumente bezüglich ihrer Dynamik, des Spieltempos, der Rhythmen und Tonlagen benötigt allerdings Zeit. Leise spielen ist erst möglich, wenn auch lautes Spiel erlaubt war, Koordination und Konzentration braucht die Erfahrung der Wildheit, jemandem zuzuhören ist leichter, wenn man selbst auch Solist sein durfte. Die Bereitschaft, sich auf diese Abläufe einzulassen, ist gerade bei Kindergartenkindern nicht immer an die von Erwachsenen vorgegebenen zeitlichen Einheiten gekoppelt. Deshalb ist es besonders wichtig, Kindern darüber hinaus die Gelegenheit zu geben, die dort gemachten Erfahrungen selbständig weiter entwickeln zu können. Dies geschieht am besten im gemeinsamen Spiel mit anderen.

## **Ein Orchester braucht Regeln**

Viele Kinder, die ein Instrument lernen, erfahren durch das Zusammenspiel mit anderen einen ungeheuren Motivationsschub, da sich die Klang- und Gestaltungsmöglichkeiten enorm erweitern. Auch Profimusiker brauchen das Gefühl, dass ihre Musik von anderen gehört wird und fühlen sich im Kontakt mit anderen Musikern oder dem Publikum besonders wohl. Selbst das Musik hören mit anderen ist, sei es im Konzert oder beim Teilen eines Ohrstöpselpaares in der U-Bahn, meist von einem positiven Gefühl der Gemeinschaft getragen.

Kinder können sich dann besonders gut in ein Spiel vertiefen, wenn sie eigenständig ihre Ideen verfolgen können. Beim Musizieren mit anderen ist jedoch auch eine Verständigung erforderlich. Die Spontanität muss zugunsten gemeinsamer Aktionen und Abläufe etwas zurückgefahren, ein Klang an einen anderen angepasst, die Stimme an stabile Töne und Skalen gewöhnt werden. Fähigkeiten wie genaues Zuhören, Abwarten, sich Anpassen oder die Initiative zu ergreifen, werden dabei genauso erprobt, wie das Finden von Worten für musikalische Phänomene, das Beschreiben von Klangvorstellungen und das Gestalten in einer Gruppe. Nun können sich jenseits von richtig und falsch Regeln und Normen ausbilden, die dazu führen, dass das Zusammenspiel gut gelingt.

## **Fazit**

Die aktive Auseinandersetzung mit Musik kann prinzipiell in jedem Alter entdeckt und entwickelt werden, der unmittelbare und von großer Offenheit geprägte Zugang der frühen Kindheit ist uns jedoch im fortgeschrittenen Alter meist nicht mehr möglich. Kinder, die Musik bereits in den ersten sechs Jahren ihres Lebens facettenreich kennen gelernt haben, sind auch im Grundschulalter und darüber hinaus eher daran

interessiert, aktiv zu musizieren, schätzen den Reiz ungewohnter Klänge und haben Lust darauf, ihre stimmlichen Fähigkeiten weiter zu nützen.

Wenn es uns also gelingt, die Offenheit von Kindern allen Klängen, Rhythmen und Tönen gegenüber zu erhalten, dann hat die Musik und das gemeinsame Musizieren, das Zuhören und Lauschen, der unmittelbare Austausch und die Verständigung unter Menschen auch in einer lauten, mediendominierten Welt eine echte Chance.